

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 6 (1916)
Heft: 34

Artikel: Drei Leben [Fortsetzung]
Autor: Trabold, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640948>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 34 — 1916

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Den 19. August

Zwei Gedichte von O. Braun.

Wolken.

Wolken sind wie Kinder, die im Freien
Sich bei Sang und Spiel des Lebens freuen.
Schweben lieblich hoch im Ätterraum,
Licht und zart wie sel'ger Kindheitstraum.

Wolken sind wie rauhe, harte Krieger,
Die von heiß errungnem Kampf als Sieger
Schreiten jubelnd mit erhobnem Blick
Nach der Heimat teurem Herd zurück.

Wolken sind wie düstre Mordgefallen,
Die in dunkler Nacht ihr Opfer fällen.
Grollend sprühen sie aus schwarzem Schlund
Bliß- um Blißstrahl auf der Erde Grund.

Wolken sind wie Menschen, die sich lieben.
Wandern engumschlungen, stillverschwiegen,
Traumverloren, innig, Hand in Hand,
Nach der Sehnsucht fernem Wunderland.

Hier ist die Ruh . . .

Ein Wieslein grün, verschwiegen und verträumt,
Von Wald und hohen Hecken rings umsäumt,
Und drüber hin der Blick auf Bergeshöh'n,
Auf schmucke Dörfer, Hügel, blaue Seen.
Wie still! Ein Falter nur schwebt dann und wann

Lautlos vorüber. Aus dem dunklen Tann
Ertönt von fernher eines Vögleins Sang.
Ein Biendchen summt der Blumen Reih'n entlang.
Ein Bächlein murmelt leis sein Lied dazu
Hier, Wanderer, kehre ein, hier ist die Ruh!

□ □ Drei Leben. □ □

Eine Novelle. Von Rudolf Trabolde.

3

Berta hatte keine Wünsche mehr, seit sie bei ihrem Lieblingsbruder war. Ihm alles, was ihn erfreuen konnte, an den Augen abzulesen, das schien ihr Höchstes neben dem Kultus ihrer Religion. Bei der Schwägerin hatte sie gelegentlich viel leiden müssen ihres Glaubens wegen. Morner ließ sie gewähren und hatte nur liebe Worte für sie und Aufmerksamkeit. Bei dem andern Bruder bürdete man ihr immer mehr Arbeit auf und war nie zufrieden; hier fand Hans, sie schaffe viel zu viel und war des Lobes voll über alles, was sie verrichtete.

Hans war ein Gegner des Christentums oder besser der Kirche; Berta wußte es und es bekümmerte sie wohl sehr, doch sie wußte auch, daß Hans gut und gerecht war bis ins Kleinste. In der strengen religiösen Gemeinschaft, der Berta angehörte, drang man immer in sie, sie solle ja nichts unversucht lassen, um den Bruder zu „retten“; denn im Himmel sei mehr Freude über einen einzigen Sünder, der Buße tue, als über 99 Gerechte, die der Buße

nicht bedürften. Aber die schwachen Versuche, die sie gewagt hatte, wurden prompt abgewiesen von Hans. Sie hatte so eine Verehrung für ihn, den gesuchten und geschickten Arzt, daß sie sich immer kleiner ihm gegenüber vorkam. Sie konnte nur beten, inbrünstig beten für ihn und glauben, daß Gott ihre Bitten erhören werde.

Heute, als sie Hans ansah, da, sie wußte nicht warum, erschauerte sie. Ihr schien, er sehe dem Manne ähnlich, vor dem das nackte Weib kniete auf dem Bilde. Morner ließ sich nicht stören, daß Berta so einsilbig war, sie sprach ja nie viel. Er erzählte von einer Kranken, die er mit noch einem Kollegen operieren werde, und daß Berta zum ersten Male bei dieser größeren Operation als Assistentin behilflich sein solle.

„Brauchst Dich nicht zu fürchten, Bertl. Es wird nicht schlimm sein, wirst sehen.“

Morner glaubte, der Gedanke an die Operation beunruhige sie, da er bemerkte, wie erregt sie ausah. Sie

hatte auch nichts gegessen und knusperte nur so an den Waffeln herum. Nun stand Morner auf.

„Ich will gleich noch alles nachsehen für morgen. Komm, ich zeig' Dir, wie ich die Tasche packe für eine solche Operation.“

Berta saß unbeweglich da, bleich und zitternd. Morner ließ die Tür offen und ging ins Sprechzimmer, das durch den Gang getrennt gegenüberlag, von dort rief er:

„Komm Bertl, komm!“

Aber Berta rührte sich nicht. Da kam Hans zurück, um nachzusehen, ob Berta nicht im Zimmer sei. Als er die Schwester so bleich vor sich sah, fuhr er zusammen.

„Ja, mein Schatz, was ist denn das, Du — Du fürchtest Dich wirklich und warst bis jetzt so tapfer? Na, na, na, hör' Kind!“

Da fuhr es Berta über die Lippen:

„Hans, ich kann's nicht mehr ansehen, mach es fort, mach es fort, ich bitt' Dich, ich kann nicht — oh.“

Sie fuhr mit der Hand an die Stirne. Morner verstand sie nicht, wußte sich die Worte nicht zu reimen.

„Ja, was ist denn Bertl, was ist?“

Er stand bei ihr und streichelte sie. Berta deutete nach dem Sprechzimmer:

„Das Bild mußt Du fortmachen, Hans — ich kann es nicht sehen.“

Nach und nach begriff Morner. Sofort dachte er an Rettens Vermutung. Nun er wußte, um was es sich handelte, staunte er über Bertas Aufregung.

„Also das unschuldige Bild von Klinger? Bertl, komm, ich will Dir es erklären.“

„Hans, ich kann nicht —.“

Morner blieb fest, er nötigte Berta aufzustehen und hatte solchen Einfluß auf sie, daß sie sich nun willig, wenn auch am ganzen Körper zitternd, ins Sprechzimmer führen ließ. Der Leuchter warf sein helles Licht auf das Gemälde. Berta kam aus dem Eßzimmer, wo es dämmerig war, geblendet stand sie nun da vor dem Bilde; den linken Arm um Bertas Schulter legend, erklärte Morner:

„Also das ängstigt Dich? Schau doch, das ist ja ein ganz vornehmes Kunstwerk. Die Blumenwiese und die Lorberhaine, sie stellen den Olymp dar. Dort auf dem weißen Marmorthron sitzt Zeus, der Knabe an seiner Brust ist sein Liebling Ganymed; der blonde, schöne Jüngling rechts, der ein Mädchen trägt, das ist Apoll mit seiner Schwester Artemis. Die Götter und Göttinnen, Dionysos, Eros, Hermes, Aphrodite, Hera und all die andern Glücklichen des Olymps freuen sich ihrer Göttlichkeit in nackter Schönheit. Nun aber geschieht etwas, das die klassische Gesellschaft in Aufregung, Staunen, ja Zorn bringt. Der Mann, der da im langen asketischen Gewande auf die olympische Frühlingswiese tritt und nun vor Zeus stehen bleibt, dieser Mann ist Christus. Ihm folgen die Jungfrauen, welche das Kreuz tragen und wohl die Tugenden: Glaube, Liebe, Hoffnung, Treue darstellen. Christus predigt nun seine Lehre den griechischen Göttern, wird aber von der stolzen Schar nicht verstanden. Zeus begreift nicht, wie dieser „Menschensohn“, der der Sohn eines noch mächtigeren Zeus sein will, hier eindringen konnte. Nur Psyche, die seelenvolle Tochter des antiken Himmels, sie erfährt die

Worte des Heilands, darum liegt sie kniend zu seinen Füßen und erfährt seine Hand, als sollte er sie in sein Reich einführen. Wovon der Nazarener predigt, das zeigt uns das Bild der Unterwelt, unter der Blumenwiese im engen Raume. Hier regieren: Schmerz, Leiden, Unglück, Scheu, die Gestalten erheben sich in Empörung wider die Ungerechtigkeit. Hier ist kein Licht der Frühlingssonne, kein Lorbeerduft und Blumenzauber, sieh' wie sie sich krümmen im Schmerze, diese Menschen der „Unterwelt“, diese Abgesonderten, die auch die Göttlichkeit in sich tragen, aber nicht an der Tafel der Götter sitzen dürfen. Ah, es ist ein Meisterwerk, das Bild, sein Schöpfer heißt Max Klinger und er nennt das Bild: „Christus im Olymp“. Ich habe das Original gesehen, es ist überwältigend. Dieser Kontrast der Christusgruppe in den langen, streng verhüllenden Gewändern zu den in nackter Schönheit wandelnden Göttern.“

Morner schwieg. Berta, beglückt durch die brüderliche Umarmung, fühlte sich zufrieden. Sie hatte des Bruders begeisterten Worten wohl gelauscht, aber sie nur teilweise verstanden. Sie überließ sich dem wohligen Gefühle, das sie durchströmte. Morner war auch befriedigt, ja stolz sogar, die Schwester von den krausen Ideen, die das Bild in ihr gewedt hatte, befreit zu haben. Er nahm sie am Arme und sprach:

„So, nun will ich Dir noch zeigen, wie man die Instrumente einpackt.“

Er ging mit ihr ins Operationszimmer nebenan, holte aus den Glasschränken die glänzenden Werkzeuge und ordnete sie, der Schwester immer erklärend, in eine Ledertasche.

„So, morgen sterilisierst Du alles noch einmal und bringst das Ganze wieder so in die Tasche, wie ich's Dir zeigte. Wenn Du etwas nicht weißt, frag mich nur immer. Jetzt will ich noch in mein Zimmer und etwas ordnen.“

„Dann, gute Nacht, Hans.“

„Willst schon schlafen gehen?“

„Bald, wenn Cili abgewaschen hat in der Küche, dann gehe ich noch lesen.“

„Also, gute Nacht Bertl.“

Er küßte sie flüchtig auf die Wange und ging dann in sein Zimmer, das, ganz isoliert von der übrigen Wohnung, am Ende eines langen Ganges lag. Bertas erstes Gesicht überflog ein leises Lächeln, ihre bleiche Farbe wurde durch einen sanften rosigen Ton gerötet. Sie war glücklich jetzt. Als sie nach den letzten Geschäften in der Küche die Cili zum Schlafen geschickt hatte, ging auch sie in ihr Zimmer. Sie betete für den Bruder, innig, der Erhöhung gewiß, dann nahm sie ein Buch mit der „Geschichte eines Geretteten“.

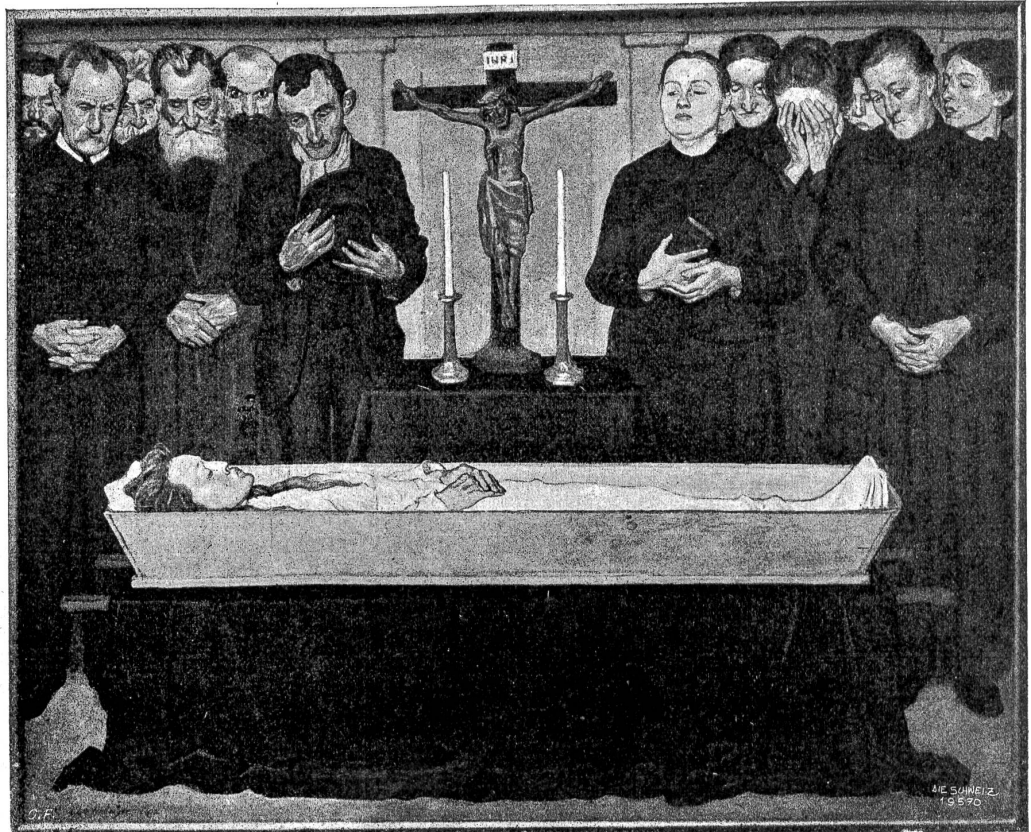
In seinem Zimmer saß Morner, Bücher ordnend, Papiere sichtend, Manuskripte, Notizen, Verzeichnisse prüfend. Er hatte hier ein kleines Gemach für sich und seine Liebhabereien. Das war immer sein Wunsch gewesen, so ein „geheimes Kabinett“ zu haben, wo er die nichtmedizinischen Bücher, die Mappen mit Zeichnungen, Kunstdrucken, Lithographien, Radierungen, die Briefe, die kleinen Andenken, Photographien usw. unterbringen konnte. Hier war ein großer Wandschrank, in dem alles Platz fand an Mappen, Briefordnern, Manuskripten, Heften, Karten-

werfen, Siegelsammlungen und den hundert andern Sachen. Neben dem Wandschrank reichten sich vom Boden bis fast zur Decke Bücher auf großen Regalen. Der Wand gegenüber stand ein alter, mächtiger Schreibtisch mit vielen Schubladen und einem hohen Aufsatz. Ueber dem Schreibtische hingen lauter Reproduktionen berühmter Bilder alter und moderner Meister in schlichten, aber anmutigen, zarten Eichen- und Mahagonirahmen. Eine Staffelei mit einem sehr schönen Ebenholzwechsellrahmen, ein Rauchtisch, ein Lehnstuhl und eine altertümliche, große Bergere vervollständigten das Mobiliar dieses lauschigen Studios. Die Träumereder hatte etwas an sich, das auf die Phantasie wirkte. Ob es die Prokatstoffvorhänge bewirkten? Sie fielen in langen schönen Rundfalten von der Messingstange zum Fußboden.

Sie waren resedagrün, mit goldgelbem Satinfutter. Morner schwelgte die ersten Tage in dem Luxus. Die alten Möbel waren so fein aufpoliert, daß sie sich vornehm annahmen. Die feinen Tüllvorhänge glichen einem wundervollen Eisblumengerant an den Scheiben des einzigen großen Fensters.

Morner hatte tausend Kleinigkeiten aus verstaubten Kisten nach dem Umzug an den Tag gebracht. Immer wieder neu wurde die Phantasie durch Erinnerungen an längst entschwundene Tage angeregt. Er schaute jedes Buch an, durchblätterte es und reichte es dann in die Bibliothek ein. Die vielen Hefte, Papiere, Zeichnungen, Briefe usw., er sah sie alle wieder durch. Wenn ihm ein Gedicht in die Hand fiel, das in den Jahren der Verliebtheit entstanden, dann las er es durch. Oft lachte er über die allzu sentimentalischen Verse, oft stimmten sie ihn nachdenklich. Er mußte über sich selbst spotten, wenn er bedachte, daß er einmal im Ernst daran gedacht, diese Gedichte zu veröffentlichen. Eines war gedruckt, Ketten hatte es einer literarischen Zeitschrift eingeschickt und ihn dann überrascht damit. Es hieß: „Lenausstimmung“. Er überlas es heute wieder:

Wenn du mich verstehen könntest, du Linde,
Dann würde ich klagen dir all mein Leid,
Du mächtiger Baum voll knospenden Laub's.



Ernst Würtemberger, Zürich. Totenfeier (1912). Sammlung La Roche-Ringwald, Basel.
(Phot. Ph. & C. Lind, Zürich.)

Ernst Würtemberger, der geniale und fruchtbare Zürcher Künstler, versteht es ausgezeichnet, dem Leben abgelaufene menschliche Situationen darzustellen. Beim vorliegenden Bilde konzentriert er sein ganzes Können auf das Problem, in den verschiedenen Gesichtstypen die Trauer auszudrücken. Es ist die konventionelle Trauer, bei der sich der Schmerz mit einer gewissen Furcht vor dem Tode mischt. Ausdrucksvoll ist auch die Haltung von Kopf, Körper und Händen der Trauernden. Nur einem ganz guten Beobachter gelingt solch eine Fülle stimmungs-schaffender Einzelzüge.

In dem Gezweig raunt und flüstert es leise.
In dem Geäst regt es sich wie Menschenarme.
Wie nackte Arme sich recken im dämmerigen Wald.
Ach, wenn ich dir klagte geliebte Linde,
Die ich zu allen Stunden, zu allen Zeiten
Des Jahres besucht wie einen treuen Freund.
Ach, wenn ich dir klagte. —
Dir mücht ich vertrauen, was mich bedrückt,
Um Linderung ihm zu verschaffen, dem schweren Herzen.
Wirklich, mir ist es, geliebter Baum, in deinem Geäst
Recken sich Arme. Willst du mich heben
Zu dir? O, wie wollte ich Zwiegespräche halten mit dir.
Bis zum Wipfel mücht ich mich schwingen hinauf.
Betten in deine Arme mücht ich mich,
Schlafen die lange Nacht da droben.
Nein, länger noch, bis die Blüten gesprungen
Und ihr Duft mich geweckt in dem grünen Lager.
So würde ich alles vergessen, was mich bedrückt,
Was alle Freude zum Leben mir raubte,
Jetzt, wo der Frühling beginnt und du,
Geliebter Baum, mit jungen Blättern dich schmückest.

In solch freien Rhythmen hatte er viele Gedichte geschrieben, manches, das noch besser war wie diese „Lenausstimmung“. Er hatte damals einen fast krankhaften Freiheitsdurst gehabt und eine Schwärmerei für alle hypermodernen Schriftsteller. Ein gereimtes Gedicht war ihm ein Gräuöl, ein Drama in Versen etwas Scheußliches. Damals trug er abenteuerliche Ideen, wollte in die fernsten Weltteile auswandern und eine Kolonie gründen auf einer unbekanntem Insel. Der Liebesschmerz und die Enttäuschung mit der Professorstochter hatten ihn in solche Gemüts-

revolutionen getrieben. Um einen äußeren Halt zu gewinnen, etablierte er sich, aber da kamen die Sorgen um das tägliche Brot, die Zweifel an einer besseren Zukunft, ein Haß auf die Wohlhabenden, eine Empörung über die Ungerechtigkeit hienieden. Vier Jahre lang mußte er darben. Immer wieder nahm er sich vor, alles zu verkaufen und fortzuziehen, nur Ketten verhinderte ihn daran. Er bekam wohl einige gute Patienten, aber die konnten ihn nicht ernähren, und dazu hatte er auch Schulden, die er nicht abzahlen konnte. So litt er, sorgte sich ohne Aussicht auf eine erfreulichere Zukunft. Er schriftstellerte, schrieb für wissenschaftliche Zeitschriften, machte Versuche, um irgend ein Mittel zu erfinden, das ihm etwas eingetragen hätte, er konstruierte neue Instrumente, um durch ein Patent sich vielleicht aufzuhelfen. Ketten unterstützte diese Ideen, aber es glückte Morner nichts. Er machte Bekanntschaften reicher Leute und mußte dort den Wohlhabenden spielen, während ihm in Wirklichkeit das Nötigste mangelte. Der Neid erwachte in ihm, denn er sah, was er alles sich erwerben könnte, wenn auch er die Mittel besäße. Da wurde er durch Zufall an ein Krankenbett geführt. Eine Frau, die an einem schweren Darmleiden darniederlag, wandte sich an ihn, da ihr Arzt verweist war. Die Frau benötigte eine Operation, zu der ihr Arzt sie nicht zu überreden vermochte. Morner brachte sie dazu. Sie wollte sich, wenn ihr Arzt zurück sein würde, von ihm und Morner operieren lassen. Da verunglückte der Arzt in den Bergen, Morner mußte die Operation mit

einem Assistenzarzte machen; sie gelang ihm glänzend und seine Praxis kam bald ins Blühen. Sein Ruf als Frauenarzt wurde mit jedem Monat größer. Er galt in einigen Jahren als bedeutender Chirurg. Man holte seinen Rat von weit her. So errang er wieder sein Selbstbewußtsein, den Glauben an sein Können. Er lebte nur seiner Praxis. Er überarbeitete sich, wollte aber keinen Rat hören, jetzt, da ihm das Glück winkte, wollte er ihm folgen und auch Gold einheimsen. So in stillen Stunden träumte er von einem kommenden Wohlstand, sorgloser Zukunft, von großen Reisen — von etwas Romantischem, Wunderbarem.

Die Vergangenheit war wieder stückweise an Morners Phantasie vorübergerollt. Bei dem Wunderbaren hielt sie an. Hier im Zimmer war alles dazu geschaffen, um von dem „Wunderbaren“ zu träumen. Jeder Mensch hat solche Träume, sie unterscheiden sich meist durch das Licht, von dem sie durchleuchtet werden. Morners Traum lag im orange-farbenen Abendsonnengold. Niemand wußte von diesem Traume als Ketten, dem er oft bei „sentimentalen Anwandlungen“ vorschwärmt. Es war aber schon lange her, seit er ihm zum letzten Male berichtete. Seit einem Jahre litt er unter einer „materialistischen Depression“.

Es war spät, als Morner sein Schlafzimmer aufsuchte. Sein Traum war ganz weg. Ehe er einschlafen konnte, überlegte er sich alles, was er am kommenden Tage zu schaffen hatte, und schlief mit diesen Gedanken an die graue Wirklichkeit ein. (Fortsetzung folgt.)

Gedanken über Rußland. (Statt einer Buchbesprechung.)

Don H. Fankhauser.

(Schluß.)

Ist nun die slavische Volksseele voll riesiger latenter Kräfte einmal in Berührung gekommen mit schweren Fragen des Fortschrittes und der großen Hemmung durch das Bestehende, dann reagiert sie darauf mit ganz anderer Energie, als es die alten, kühlen Seelen der ältern Kulturvölker tun könnten.

Alle Äußerungen des russischen Geistes sind daher Kühner, radikaler, besser oder böser als die des westlichen, allzu klar Geklärten, die Gegensätze zu den Gegenwärtigen, den westlichen weit nachstehenden staatlichen und zivilisatorischen Zuständen viel schroffer als anderswo.

Nehmen wir den russischen Sozialismus. Wo der Staat die sozialistischen Dumamitglieder wegen bloßer Friedenspropaganda nach Sibirien schickt, da lebt heiliger Haß gegen diesen Staat. Wo jedes gedruckte Flugblatt ein halbes Duzend Verhaftungen fordert, da ließt man mit Inbrunst die revolutionären Aufrufe. Dort ist noch selbstverständlich, daß ein Proletarier kein Kassenbüchlein besitzt, keine Amoretten auf dem Sekretär, keine prima Koffhaarbetten, keine Zeit, Möbel abzustauben, dafür aber Aufopferungskraft und Todesmut. Sehen wir den Panflawismus an, jene ursprünglich literarische, dann aber von selber politisch werdende und von geschickten Interessenten politisch gemachte Strömung, die möglichste Annäherung aller Slaven an ihren geistigen und politischen Hauptstamm, den großrussischen, zum Ziel hat. Seine wilde Leidenschaft, die den Zaren Alexander III. 1876 mit Bomben bedrohte, als seine Regierung zögerte, in die Balkanwirren zugunsten Serbiens einzugreifen, bildete auch zu Beginn dieses Weltkrieges die Haupthoffnung jener russischen Politiker, die den Krieg wünschen mußten: Sie konnten darauf zählen, die Masse durch die Macht des natio-

nalistischen Gedankens dem gefährlichen revolutionären zu entreißen.

Besonders bezeichnend für die Staatsfeindlichkeit und radikale Art der russischen Intelligenz ist jene halb philosophisch, halb religiös begründete, politisch tätige Sekte des Nihilismus, die, was Weltanschauung betrifft, trostloser als der Buddhismus ist und deshalb auch die radikale Vernichtung aller gegenwärtigen politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse verlangt. Mit der Einführung der Konstitution



Die Zaringlocke, 1735 unter der Zarin Anna gegossen, 8 Meter hoch, 20 Meter umfassend, über 2000 Doppelzentner schwer, ist aber nie geläutet worden, sondern liegt auf offenem Platze mit ausgebrochenem Stück auf ihrem Steinsockel.